

Nr. 208. Bromberg, den 14. Oktober 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

(20. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Seit dem Tage, da Gwennie aus ihrer Betäubung erwacht war, hatte sich MacArrew niemals mehr in ihrer Kabine sehen lassen, aber sie wurde seitdem wie eine Gefangene behandelt; wahrscheinlich, weil er fürchtete, sie könne ausplaudern, was vorgefallen war. Gwennie durfte mit keinem Menschen an Bord sprechen, nur Jeanette war bei ihr. Sie wurde zwar pünktlich und sorgfältig bedient, aber keine einzige ihrer Gefährtinnen pochte jemals an ihre Kabinentür. Wagte es Gwennie wirklich einmal, einen Ausfall aus ihrem Gefängnis zu unternehmen, so drängte sie einer der Posten, die noch immer draußen auf den Gängen auf- und abliefen, mit Gewalt wieder zurück. Sie fand es schmächlich, daß keine einzige ihrer Freundinnen und ebensowenig natürlich Doktor Gryce auch nur den geringsten Versuch unternahmen, zu ihr vorzudringen, ihr Nachricht zu bringen oder auch nur, um ein paar Worte in dieser tödlichen Langeweile zu verplaudern. Das Einerlei und das Abgeschlossensein wurde, ja länger es dauerte, zu einer unerträglichen Qual.

Gwennie geriet in einen Zustand von andauernder heftiger Erregung. Sie beschimpfte den Steward, der ohne Widerspruch alles über sich ergehen ließ; sie schickte ihre Mahlzeiten hinaus, ohne sie berührt zu haben — nichts half, nichts änderte sich.

Einmal versuchte sie es damit, eine Krankheit vorzutäuschen. Sie stöhnte und wand sich vor Schmerzen, so daß selbst Jeanette, die doch eingeweiht war, besorgt wurde. Gwennie verlangte nach Doktor Gryce, der wurde zwar auch zu ihr gesandt, aber er kam in Begleitung des angeblichen Herzogs von Ellisburne, der sich durch keine Drohung und kein Wort bestimmen ließ, die Kabine zu verlassen, solange der Arzt anwesend war.

Gwennie schäumte vor Wut, und sie begann, MacArrew zu schmähen: er sei ein verliebter Narr, er habe vor ihr auf den Knien gelegen und um Erhörung gewinselt. Man müsse mit ihm tun, was man mit Gerelli getan habe. Wenn sie gewollt hätte, wäre er zum Verräter an allen geworden. Er sei ein Feigling, daß er nicht mehr wage, ihr vor die Augen zu kommen.

Der Herzog tat, als höre er nichts, und Doktor Gryce bekam ein ängstliches Gesicht. Er warf Gwennie verstohlene Blicke zu, mit denen er ihr Schweigen anempfehlen wollte. Aber sie schwieg nicht. Alle ihre lang aufgespeicherte Wut, alle ihre Empörung entlud sich auf den Herzog. Sie erlaubte dem Arzt nicht, sich ihr zu nähern.

Schließlich hielt sie erschöpft inne und versuchte, mit Doktor Gryce ein Gespräch zu beginnen, um zu erfahren, was sich Neues an Bord ereignet habe. Sie sprach französisch, weil sie hoffte, daß der Herzog diese Sprache nicht verstünde. Aber Doktor Gryce stellte sich taub. Gwennie schleuderte ihm ihre ganze Verachtung ins Gesicht, er sei ein würdiger Helfer Mac Arrews, und wenn er von dessen Leuten nicht noch die Peitsche bekäme, so würde sie später dafür sorgen.

Der Herzog lachte laut heraus über das fassungslose und ängstliche Gesicht des Arztes. Dann verbot er Gwennie den Mund. Sie sprach trotzdem weiter und beschwor den Doktor in französischer Sprache, nicht solche klägliche Rolle vor seinen Widersachern zu spielen.

Abermals mischte sich der Herzog ein und befahl dem Arzt, die Kabine zu verlassen. Der folgte gehorsam, nachdem er versichert hatte, daß es mit Gwennies Krankheit gewiß nichts auf sich habe. Er wollte ihr einige Beruhigungsmittel zuschicken und gelegentlich wieder nach ihr sehen. Gwennie versprach, ihn hinauszuwerfen, wenn er ihr nur noch ein einziges Mal unter die Augen käme.

Die Arzneien sandte er ihr aber doch zu, wohl um ihr zu beweisen, daß er bereit war, für sie zu tun, was nur irgend möglich war. Ein Steward brachte sie; Gwennie warf sie ihm an den Kopf.

Sie wurde wirklich krank. Unerträgliche Kopfschmerzen peinigten sie und Fieber stellte sich ein. Jetzt rief sie den Arzt nicht. Es kamen Anfälle über sie, da sie wie eine Rasende begann, die Einrichtung ihres Salons zu zerstören. Sie behielt die Bestecksmesser zurück, um wenigstens eine solche geringe Waffe gegen MacArrew zu haben, dann wieder lag sie stundenlang über ihrem Bett und weinte verzweifelt.

Jeanette ließ alle diese Heftigkeiten und Zornesausbrüche wie eine demütige Sklavin über sich ergehen. Sie war stumm, ergeben und diensteifrig. Viel hatte sie ihrer Herrin abzubitten, und außerdem bewunderte sie sie täglich mehr. Auch Jeanette wußte recht gut, daß Gwennie durch ein einziges freundliches Wort an MacArrew von allen Leiden erlöst werden würde; Gwennie sprach dieses Wort nicht, und die kleine Jeanette kannte sich selbst gut genug, um sich einzugestehen, daß sie zu solchem Stolz keine Kraft gehabt hätte.

Gwennies Zustand wurde immer schlimmer, und Jeanette erwog schon den Entschluß, sich auf eigene Verantwortung zum Besten ihrer Herrin mit MacArrew in Verbindung zu setzen, da kam das Schiff vier Tage lang in entsetzlichen Sturm, und die arme Jeanette wurde jämmerlich krank und wollte sterben. Sofort war Gwennie wieder auf dem Posten und vergaß ihre eigene Not. Keine Mutter hätte besorgter um ihr Kind sein können, als Gwennie um die kläglich wimmernde Zofe; dabei ging es der heldenhaften Krankenpflegerin selber nicht sehr gut, und sie war mehrmals nahe daran, dem Beispiele Jeanettes zu folgen. Ihr heftig angespannter Wille half ihr über diese Gefahren hinweg. In diesen Tagen gelang es ihr sogar einmal, über den Gang hinaus auf Deck zu entwischen.

Niemals hatte die frische Luft so köstlich gemundet wie an diesem stürmischen frühen Vormittag. Aber man entdeckte sie bald und brachte sie in ihre Kabine zurück. Sie war vollkommen durchnäßt, aber wunderbar erfrischt und bedauerte es nicht einmal, daß sie keiner ihrer Gefährtinnen auf ihrem Ausflug begegnet war.

Der Sturm verging, und Jeanette erholte sich wieder. Gwennie hatte ihre Freude daran, zu sehen, welche unwahrscheinlich großen Mengen von Nahrungsmitteln die Kleine in diesen Tagen der Genesung vertilgte. Sie gab sich Mühe, nicht abermals in ihren früheren Zustand der Raserei zu verfallen, und es gelang ihr, ständig ein heiteres Gesicht zu zeigen, wie verzweifelt es auch in ihrem Innern aussah, und wie furchtbar sie auch unter der fortwährenden Untätigkeit litt.

Ein Tag um den anderen ging hin. Gwennie verlor das Bewußtsein dafür, wie lange sie eigentlich schon in dieser Gefangenschaft zugebracht hatte. Tage und Nächte schlossen sich aneinander zu einer furchtbar lastenden Kette. Die Nächte waren erfüllt von rastlosem und angestrengtem

Nachdenken über die Frage, wie diesem würdelosen Zustand ein Ende gemacht werden könnte. Sie kam zu keinem Ergebnis. Noch immer war die Hoffnung in ihr wach, daß irgendetwas Abenteuerliches und Absonderliches geschehen würde. Vielleicht tauchte ein Schiff auf und befreite die „Springflower", denn sicherlich wußte alle Welt, daß eine Bande von Verbrechern die „Springflower" geraubt hatte. Vielleicht sandte auch ihr Vater Hilfsexpeditionen aus, schickte dem geraubten Schiff Kriegsfahrzeuge nach, die die „Springflower" einkreisten und zur Übergabe zwangen. Vielleicht kam Frank eines Tages mit einem ganzen Geschwader von Flugzeugen.

Die auf dem Festland würden doch nicht untätig bleiben! Das war undenkbar; sie würden Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um ihre Töchter zu befreien. In ihrer Verzweiflung traute Gwennie Frank Hull Zauberkräfte und Allwissenheit zu. Er würde sie eines Tages retten. Daran gab es keinen Zweifel. Eines Tages mußte er kommen, um sie zu befreien. Diese Hoffnung, so grundlos sie auch war, hielt sie aufrecht, und sie verschloß die Augen vor allen Bedenken, die ihr diese Hoffnungen zunichte machen wollten. Frank Hull würde kommen, und er würde MacArrew töten! — —

Eines Nachts — es mochte zwei oder drei Uhr morgens sein — schwiegen plötzlich die Maschinen des Schiffes. Das unaufhörliche Erzittern und Erbeben des Kabinenbodens und der Wände kam plötzlich zur Ruhe.

Gwennie fuhr aus dem Schlaf empor und war sogleich vollkommen munter. Sie hatte irgendwelches wirre Zeug geträumt, und es war ihr, als sei etwas Außergewöhnliches geschehen, das ihr Rettung brachte. Sie hätte sich nicht gewundert, wenn sie Schüsse gehört hätte, Kanonendonner oder das Summen von Flugzeugmotoren. Alles aber blieb still. Nur draußen auf den Gängen war es lauter als sonst um diese Zeit, hastiges Rennen und Laufen. Auch das verstummte allmählich wieder, und es geschah nichts.

Frank war also noch nicht gekommen, aber in Gwennie wollte die Hoffnung nicht schweigen, daß für die Machthaber an Bord eine Gefahr näher zöge und von ihnen bemerkt worden war.

Schließlich weckte sie Jeanette und teilte ihr mit, was geschehen war. Während sich die Zofe im Dunkeln ankleidete, zog Gwennie die Vorhänge des Fensters zur Seite und schaute hinaus: Himmel und Meer — nichts sonst. Tiefhängende Wolken und Finsternis.

Jeanette meldete, daß sie fertig sei und öffnete dann leise die Tür, huschte hinaus auf den Gang, um nachzusehen und sich zu erkundigen, was eigentlich vorgefallen war. Sie kam sehr bald unverrichteter Dinge wieder zurück; man hatte ihr nicht erlaubt, auf das Deck hinauszugehen. Außer den Männern habe sie niemand gesehen, wahrscheinlich würden auch die anderen Damen in ihren Kabinen zurückgehalten.

Zwei oder drei Stunden lang lag das Schiff still. Der Morgen war noch nicht heraufgekommen — es dämmerte erst — da begannen die Maschinen wieder zu arbeiten — mit abgedrosselter Kraft übrigens nur — und als die Sonne dann heraufstieg, milchig weiß verschleiert, da lag die „Springflower" abermals still; jetzt aber nicht mehr auf dem offenen Meer, sondern in einem Hafen.

Durch die Kabinenfenster sah Gwennie verwundert hinauf auf braunschwarze Bergwände, und sie mußte sich tief hinabbeugen, um den Gipfelrand erkennen zu können. Nirgends war auch nur die Spur von wirklichen Bäumen zu sehen, krummes Knieholz, Grasbüschel in den Felsenritzen, sonst nichts. Steil fielen die schwarzen Felsen in die Meeresbucht, die einen prächtigen natürlichen Hafen bildeten. Die Tageswärme war während der letzten Zeit immer mehr zurückgegangen. Als Gwennie jetzt die Fenster öffnete, strich eine kühle herbe Luft erfrischend in die Kabine.

Wo befand sie sich? In welchen Hafen war die „Springflower" eingelaufen. Sie schickte abermals Jeanette hinaus, um sich danach zu erkundigen, aber auch dieses Mal kam die Zofe ohne Nachricht zurück. Allen war es verboten, an Deck zu gehen. Sie habe nur Miß Schuyler getroffen, die offenbar besondere Vergünstigungen genoß, und von dieser erfahren, daß heute morgen viel neue und fremde Gesichter an Bord aufgetaucht seien, Männer, die offenbar zu MacArrews Bande gehörten und hier auf diesem unbekannten Landungsplatz auf die „Springflower" gewartet hatten. Es ginge das Gerücht um, ließ Miß Schuyler weiter bestellen, daß MacArrew binnen kurzem den Befehl geben werde, alles auszubooten und an Land zu bringen.

Gwennie gab es auf, Mutmaßungen darüber anzustellen, was eigentlich geschehen war und geschehen würde; sie wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Sie kamen bald genug. Während des ganzen Vormittages rasselten die Ketten auf dem Bootsdeck, offenbar hatte also die Ausbootung begonnen. Gwennie hörte Befehle schallen und unterschied deutlich MacArrews gewaltige Stimme. Was eigentlich vor sich ging, sah sie nicht und erfuhr sie nicht.

Am selben Nachmittag erschien der Herzog von Ellisburne mit zwei Matrosen und brachte ihr den Befehl, sich zur Ausbootung mit dem notwendigen Gepäck bereit zu machen. Die beiden Matrosen seien bestimmt, ihr zu helfen.

Sie weigerte sich, nur um zu widersprechen: „Ich bleibe an Bord, so lange es mir gefällt, und es gefällt mir noch!"

Der Herzog zuckte die Achseln.

„Es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, als sich zu fügen, Miß Dolan. Man wird Sie zwingen, an Land zu gehen."

„Ich bleibe!"

„Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde Zeit. Sie mögen klingeln, wenn Sie die Hilfe der Matrosen wünschen."

Darauf ging er und Gwennie gab schließlich nach. Sie war schon von Anfang an entschlossen gewesen, es zu tun. In dem ewigen Einerlei trat eine Veränderung ein, und schon aus lauter Neugier wünschte sie, an Land zu gehen.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit war sie mit allen Vorbereitungen fertig und klingelte. Inmitten einer Schar von Leuten, die ihr vollkommen fremd waren, sich aber sehr zuvorkommend verhielten, fuhr sie mit Jeanette und dem Herzog von Ellisburne dem festen Land entgegen. Es bot sich ihr ein Landschaftsbild, wie sie es in Alaska und dem nördlichen Norwegen kennen gelernt hatte; und wäre sie nicht überzeugt gewesen, daß die „Springflower" ständig südwärts gefahren wäre, so hätte sie gemeint, sich in einem dieser Länder zu befinden.

Es war bitter kalt, und Jeanette, die nur ein leichtes Kleidchen trug, fror erbärmlich. Gwennie hüllte sie in einen Schal und zog sie eng an sich.

Der Hafen, worin die „Springflower" lag, schien ein ersoffenes Tal zu sein, das sich an Land zwischen zwei hohen Bergwänden weiter fortsetzte und im Hintergrunde von einer dritten Bergwand abgeschlossen war. Ein ziemlich breiter Bach, der seine Mündung durch Schuttablagerungen etwas in die Bucht vorgeschoben hatte, durchrauschte in schnellem Lauf diesen recht geräumigen Bergeseinschnitt.

In der immer dichter herabsinkenden Dämmerung konnte Gwennie nicht erkennen, was sich alles an Land befand. Lichter blitzten von dort drüben her und Rufe erschollen. Es schienen Baracken erbaut worden zu sein, denn Gwennie erkannte die Umrisse langgestreckter niedriger Gebäude, als sie, von dem Herzog geleitet, neben Jeanette über einen recht wackligen Landungssteg zum Ufer schritt.

In einem dieser Gebäude fand sie Unterkommen. Man wies ihr und ihrer Zofe ein recht geräumiges Zimmer an, das mit den notwendigsten Möbeln ausgestattet war. Es ließ sich hier wohnen, wenn es auch nicht solchen Überreichtum gab wie drüben an Bord. Es war warm und sehr sauber. Ein Abendessen erwartete sie.

Gwennie ließ das alles staunend über sich ergehen. Die vollkommene Unkenntnis über ihre Lage und ihr Schicksal ließen sie fast vergessen, wie abenteuerlich und ungewiß doch alles war. Etwas Neues war endlich geschehen, eine Veränderung war eingetreten, und das war wenigstens schon etwas. Zum ersten Mal seit langer Zeit war Gwennie in einer besseren, fast heiteren Stimmung. Sie scherzte mit Jeanette und lachte.

Nun würde hier wohl ein Robinsonleben beginnen, meinte sie, mit Kämpfen gegen Wilde und gegen Untiere.

Gwennie wußte nicht, daß man ihr das Zimmer eingeräumt hatte, das eigentlich für MacArrew bestimmt gewesen war. Die anderen Damen wohnten längst nicht so bequem. Sie hatten keine einzelnen Zimmer, sondern bewohnten gemeinsam eine andere Baracke, die nur aus einem einzigen Raume bestand. Die Überwachung ließ sich auf diese Weise leichter durchführen. Gwennie war von ihren Freundinnen getrennt, sie konnte wenigstens mit keiner von ihnen sprechen, denn das Haus, wo die Damen wohnten, befand sich gerade an der anderen Seite des Tales, jenseits des Baches, einige hundert Schritt von Gwennies Behausung entfernt. — — —

Als die Tage hier an Land in eben dem gleichen Einerlei dahinzulaufen begannen wie an Bord, schlug Gwennies gute Stimmung bald wieder um. Ihre Gefangenschaft war womöglich noch strenger als auf dem Schiff. Außer Jeanette und dem Steward — demselben, der sie schon an Bord bedient hatte — sah sie keinen Menschen. Man erlaubte ihr keinen Spaziergang, außer in den frühesten Morgenstunden, und es war klar, daß man allen verboten hatte, sich Gwennies Fenster zu nähern. Dieses Verbot zu umgehen, wagte keiner.

(Fortsetzung folgt.)

Waldweben.

Dämmerndes Schweigen
Webt um den Hain,
Elfen nur neigen
Still sich im Reihn;
Lautlos im Weiher
Kreiset der Schwan,
Stumm zieht der Reiher
Droben die Bahn.

Drückt dich ein Kummer,
Kehre hier ein,
Flieht dich der Schlummer
Such' ihn im Hain!
Grünende Matten
Winken dem Gast,
Kühlende Schatten
Laden zur Rast.

Friedliche Stille
Herrschet im Wald,
Leis nur der Grille
Weise erschallt;
Blätter nur beben
Flüsternd am Baum,
Jegliches Leben
Ruht wie im Traum.

Otto Franz Gensichen.

Die neuen Stiefel.

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

Im Hause des Schneiders Tolle wohnte die schöne Witwe Rosa. Tolle war steinreich, alt und geizig und verliebte sich in die junge Frau. Alle Burschen im Dorfe waren entsetzt, als sie hörten, daß seine zähe Werbung angenommen sei. Die Witwe Rosa zog sich als Tolles Verlobte von jedem Feste zurück; sie schloß sich von der Jugend ab, und zwar in der Erwägung, daß es ja ohnehin nicht lange dauern könne: Tolle war um fünfundvierzig Jahre älter als sie! Wie lange konnte er da noch leben? Das Erbe aber mußte ihr zufallen, dann würde sie ihr Leben — immer noch jung genug — vergnügt von vorn anfangen! Jetzt aber hieß es: Augen zudrücken, nicht auf das Balzen der verliebten Buben achten, immer stramm an das viele Geld des alten Schneiders denken und standhaft bleiben. Es gelang ihr auch. — Nur einer lief weiter Sturm gegen ihr Herz. Dem jungen, flotten Josef Ueberer leuchtete es nicht ein, wie ein so prachtvolles Frauenzimmer sich an den Mummelgreis wegwerfen könne, wenn er auch alle Schätze der Welt besäße. Ueberer glaubte, daß die schöne Rosa ganz in der Macht des finsteren Schneiders stehe, und wollte sie befreien. Rosa hatte ihm, ehe sie sich endgültig für den Schneider entschloß, vor allen anderen Burschen den Vorzug gegeben. Darauf baute er auch jetzt noch. Schon waren Tolle und Rosa aufgeboten, und noch immer gelang es Ueberer nicht, mit ihr unter vier Augen zu sprechen. Es hatte den Anschein, daß sie, wenn schon einmal eine günstige Gelegenheit kam, ihm aus dem Wege ging.

So kam der letzte Tag, der Tag vor der Trauung. Der Gehweg im Vorgarten von Tolles Haus war seit der Verlobung mit Brettern bedeckt. Die Leute lachten weidlich darüber. Natürlich hatte der Alte die Bretter hingelegt, um darüber zu wachen, daß niemand unter Rosas Fenster kam; denn auf den trockenen Brettern krachte jeder Schritt, so daß der wachsame Bräutigam es in seiner Kammer hören konnte.

Ueberer hatte sich am späten Abend dieses letzten Tages in seinen besten Staat geworfen. Es kam eine milde Vollmondnacht. Da konnte das Frauenzimmerchen dort oben, wenn es sich durch sanftes Locken doch ans Fenster rufen ließ, ihn in seiner silberknopfstrahlenden Schönheit bewundern. Zu einem solchen Paraderock paßten natürlich nur die ganz neuen Stiefel, die er am Nachmittag vom Schuster geholt und teuer bezahlt hatte. Herrlich waren sie gewichst, sie strahlten in schwarzem Glanz wie Rosas verwirrende Augen; hoch und schlank schossen sie zum Knie hinauf. Ueberer ging über die Bretter. Sie krachten mit seinen neuen Stiefeln um die Wette. Schon bei den ersten Schritten unter den dunklen Fenstern des Schneiderhauses wurde sich Ueberer erschreckt bewußt, daß er mit diesen neuen Stiefeln unmöglich weitergehen konnte. Schweren Herzens entschloß er sich, sie abzustreifen, und stellte sie, die er als Bestandteile seiner Unwiderstehlichkeit betrachtete, vor die Haustür. In Strümpfen lief er unter das Fenster der vielgeliebten Rosa. Ein hauchleiser Pfiff, wie früher einmal, wenn er kam, um sie abzuholen. Wie eine rosige Erinnerung flog dieser weiche Ton durch Frau Rosas leise atmenden Schlaf. Sie wurde munter und setzte sich aufrecht. Unten wiederholte sich der leise Pfiff. Kein Zweifel, das war Ueberer. Gab der also noch immer nicht nach, obwohl sie morgen heiraten sollte? Anfangs rührte sie diese zähe Liebe des hübschen Burschen. Dann wischte sie sich mit einer entschlossenen Gebärde die Tränen aus den Augen. „Nicht weich werden, nicht blöd sein!" So siegte der Verstand über das Herz. Sie ließ den verliebten Burschen unten stehen. Und da er nicht schweigen wollte und seine lockenden Pfiffe sich durch die Decke der Vernunft aalglatt zum zuckenden Herzen hindurchzuwinden drohten, so ließ Frau Rosa, um ihr seelisches Gleichgewicht zu retten, ein Sturzbad auf seinen heißen Kopf herniederprasseln.

In Strümpfen, am ganzen Körper vor Nässe zitternd, kam Josef Ueberer in seine Schlafkammer, warf sich keuchend auf das Bett und jammerte, daß die verflixte Liebe nur zum Zwecke grausamster Menschenquälerei erfunden worden sei. Nachdem er sich aber unter der Decke etwas erwärmt hatte, fing er an, den Schmerz um die verlorene Witwe auf seinen verdorbenen Rock und seine neuen Stiefel zu übertragen. Ja, wo waren die Stiefel? Im Schreck hatte er sie stehen lassen! Die teuer bezahlten Stiefel! Jetzt würde ein Landstreicher bei Morgengrauen vorbeikommen und sie mitnehmen. Das hatte man von der Liebe! Er wollte aufstehen, zurückgehen und die Stiefel holen. Fürs erste aber sank er wieder zurück und tröstete sich: „Noch eine kleine Weile. Die Wärme ist so gut . . ." Das wiederholte sich ein paarmal; dann schlief er, ohne es zu wollen, fest ein. —

Das Dröhnen der Kirchenglocken weckte ihn. Er sprang mit einem Satz aus dem Bette und ans Fenster. Über die Dorfstraße ging der Hochzeitszug von Schneider Tolle und Rosa. Ueberer ballte die Fäuste. Verteufelt schön sah die Witwe Rosa aus, wie sie wiegend dahinschritt. Und Tolle, dieses jämmerliche Zwirnsfadengestell, dieser elende Geizhals, der sich zur Hochzeit nicht einmal einen neuen Rock geleistet hatte — Tolle ging munter in Ueberers neuen Stiefeln zur Trauung.

Die Zeitung.

Von Walter Julius Bloem.

Ein Dutzend Blätter — zusammengefaltet findet dies dünne Bündel gedruckter Welt Raum in einer Rocktasche.

Auf keinem anderen Gebiete wird solch ungeheuerliche Menge von Arbeit, Wissen, Technik, Organisation weggeschenkt für ein paar Pfennige — nirgends wird ein so riesiges, kunstvolles Produkt verschwendet auf ein paar Stunden. Rund um den Erdball rennen tausend Füße für deine anderthalb Groschen, durch tausend Drähte spritzt elektrischer Funke, schreien Stimmen, tausend Gehirne denken für dich, tausend Hände schreiben, greifen, sichten, ordnen, setzen.

Wenige sinnen über dies Wunder nach, das man dir für anderthalb Groschen auf den Tisch legt: Das billigste Riesenprodukt des Weltgeistes. Du, Leser, für anderthalb Groschen Herr über zehntausend Gehirne, gebietest hastig oder behaglich — im Bett, im Bad, beim Essen, beim Weg zur Arbeit — über das farbigste Heer von Rednern, die alle gleichzeitig bereit stehen, dich nach deinem Wunsch zu informieren. Eine Tribüne von unvergleichlichem Ausmaß baut sich vor dir auf. Leitartikel gefällig? Lässig nimmst du drei Sätze — heißest den Redner schweigen. Die neuesten Telegramme: fettgedruckt schreien die wichtigsten Zeilen dir entgegen. Romantik gefällig, schöne Leserin? Mord, Mord! Sie können sich, nach Belieben, die Skandälchen in Muße erzählen lassen, oder in Überschriften wählen.

Die Redner treten auf, werden begierig oder flüchtig angehört oder gleichgültig weggeschickt. Und je nach Neigung winken sie den Beredtesten, lassen sich einige Minuten erzählen von Wirtschaft, Sport, fernen Katastrophen. Oder haben Sie Zeit? Wünschen Sie zehn Minuten angenehme Zerstreuung? Auch gut, alles ist da! Ein paar Narren warten nur darauf, Ihnen die neuesten Witze — — zu flach? Rätsel her! Oder eine Kurzgeschichte, drei Minuten, hingehackt zwischen Börsenberichten und Verkehrsunfällen; das geistvolle Plaudern eines prominenten Feuilletonisten.

Da treten schon die Kaufleute auf die Tribüne, preisen Ihnen in überzeugendem Ton die Waren an: Hemden, Zahnpasta, Autos — dazwischen nähern sich Ihnen dunkle Ehrenmänner und bieten höchste Preise für älteste Kleider. Was Sie befehlen, alles ist da. Junge und ältere Damen flüstern Ihnen auf diesem nicht mehr ungewöhnlichem Wege zarte Wünsche ins Ohr . . .

Sie aber, fleißige Leserin, verfolgen zwischen dem Einkauf und der Betätigung Ihrer rühmlich bekannten Kochkünste während fünf Minuten den tragischen Leidens- und Liebesweg der schönen Kunigunde, die von niederträchtigen Schurken wie ein edles Wild gehetzt wird. Ach, gerade wenn es am interessantesten wird, müssen Sie Ihr Zittern bis zur morgigen Fortsetzung unterdrücken! (Ich spreche die bestimmte Hoffnung aus, daß Sie und ich einige Wochen später gemeinsam den Sieg der Tugend bejubeln werden.)

Weiter, weiter! Menschen sind gestorben, Menschlein geboren, Pärchen sind zum Lebenskampf in den Ehering getreten. Das ruft, flüstert, brüllt von allen Seiten aus der Zeitung — wer es nicht hören will, blättert weiter, läßt sich von einem Geheimen Medizinalrat, einer Autorität, persönlich über die Fortschritte der Verjüngungskuren unter-

richten. Dazwischen melden eifrige Reporter die neuesten Brände, Einbrüche, Vereinsgründungen. Ein hochtrabend berühmter Name unterhält Sie für anderthalb Groschen, schießt geistige Purzelbäume — ins magische Dunkel ihrer Anfangsbuchstaben gehüllt predigen die großen Redakteure die einzig wahre Politik.

Und dies Farbenspiel von Meinung, Überzeugung, Überredung zuckt und flimmert nur für dich von der Tribüne herunter: bereit, nach deinem Willen weiterzusprühen, oder zu verlöschen.

Die Zeitung kostet fast nichts, und die kleine Tippmamsell kann sie ebenso leicht kaufen wie der Industriebaron. Masse Mensch, das großartig gespenstische Theater der Hunderttausend wird von dir zu individuellem Gebrauch aufgebaut — und sofort wieder abgerissen. Die ehernen Worte sind gesagt für ein paar Stunden, neue Sensationen hetzen die von heute früh zu Tode, die in den Feuilletons erschlagenen Dichter werden wieder lebendig, die Polizei hat den Mörder bereits erwischt, schon rüstet die edle Kunigunde zu einem neuen Fortsetzungsliebesabenteuer. Trepp auf und ab hastet die Zeitungsflut mit der Abendausgabe, und all das riesige Gewirr von Organisation, Unkosten, Geist des vergangenen Morgenblattes ist verpufft zu einem Haufen Makulatur . . .

Rekorde des Stumpfsinns.

Zur Zeit des ersten Napoleon lebte ein alter Mann, der von keinem Geschichtsschreiber erwähnt wird, obwohl er es zu einer merkwürdigen Kunstfertigkeit gebracht hatte: er konnte auf eine gewisse Entfernung mit unfehlbarer Sicherheit Linsen durch ein Nadelöhr aus Knochen oder Elfenbein werfen. Drei Viertel seines Lebens hatte er damit verbracht, diese Geschicklichkeit zu erwerben! Man stellte den Mann auch dem Kaiser vor, der für geschickte Leute eine offene Hand besaß. Die Höflinge hatten bereits für den Alten gesammelt und sangen sein Lob in allen Tonarten. Der Kaiser verfiel in Nachdenken. Dann sagte er: „Gebt diesem Manne — einen Sack Linsen."

Heute denkt ein großer Teil der Menschheit anders. Was soll man von jenem Belgier halten, der emsig trainiert, weil er im nächsten Jahre Hunderte von Kilometern zu Fuß bewältigen und dabei unaufhörlich die Trommel schlagen will? Eine Reihe anderer Käuze geht mit ähnlichen Attributen auf die Weltreise, und sie alle hoffen, damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Das Beginnen dieser Leute erinnert an eine Erzählung von Dostojewski: Sträflinge beladen auf dem Hofe des Gefängnisses einen Schubkarren mit Sand, fahren ihn eine Strecke weit, entleeren ihn, füllen ihn wieder, fahren ihn an den Ausgangspunkt zurück, entleeren ihn zum zweiten Male und beginnen dasselbe Spiel von vorn. Sie sind von der Sinnlosigkeit ihres Schaffens überzeugt. Aber besteht ein Unterschied zwischen dem Tun dieser Gefangenen und der Weltreise des trommelnden Belgiers bzw. dem Linsenwerfer aus der Zeit Napoleons I.?



Bunte Chronik



*** Ein Bräutigam, der während der Trauung dreimal in Ohnmacht fällt.** Vor den Traualtar zu treten und dort den Bund fürs Leben zu schließen ist gewiß eine bedeutsame und aufregende Angelegenheit, das werden schon viele empfunden haben. Aber selten wird wohl einer sich die Sache so zu Herzen genommen haben, wie ein Bräutigam, der sich kürzlich in Nuneaton (England) trauen ließ und der während der feierlichen Handlung nicht weniger als dreimal in Ohnmacht fiel. Schon als die Hochzeitsgesellschaft die Kirche betrat, sank er zum ersten Male zusammen und mußte von seinen Freunden in die Sakristei getragen werden, wo er sich nach einer Weile so weit erholte, daß er vor den Traualtar treten zu können meinte. Doch kaum hatte der Pfarrer einige einleitende Worte gesprochen, als der junge Mann wieder von einer Ohnmacht befallen wurde und nichts anderes übrig blieb, als die Zeremonie noch einmal zu unterbrechen. Bei dem dritten Versuch gelang es ihm endlich, bis zu Ende auszuharren, doch kaum waren die entscheidenden Worte gesprochen und der Segen des Pfarrers vollzogen, als er zum dritten Male bewußtlos fortgetragen werden mußte. . . . Für die Hochzeitsteilnehmer, insbesondere aber für die Braut mag es nicht gerade angenehm gewesen sein, die feierliche Handlung auf so unliebsame Weise wiederholt unterbrochen zu sehen, um so mehr, als es beinahe den Eindruck erwecken mußte, als ob das Schließen des Ehebundes dem Bräutigam äußerst schwer fiele . . .

Doch seine Freunde versichern, daß man keine allzu schwerwiegenden Schlüsse aus diesen Ohnmachtsanfällen ziehen dürfe, da der junge Mann sehr dazu neige, vor allem, wenn er sich irgendwie in seelischer Erregung befinde. Man kann also hoffen, daß die so abenteuerlich geschlossene Ehe um so normaler und friedlicher sich weiter entwickelt . . .

*

*** Revue der Verdächtigen.** Das an Überraschungen und Sensationen gewöhnte und darum verwöhnte Publikum Chicagos hat wieder einmal etwas Neues, noch nicht Dagewesenes zu schauen und zu bewundern. Eine Revue nämlich, die allsonnabendlich von der städtischen Kriminalpolizei veranstaltet wird. Nun ist zwar eine Revue wirklich nachgerade nichts Neues mehr und wie sehr sich auch die amerikanischen Regisseure bemühen, in jeder Saison dem Publikum wieder originelle, zugkräftige Schlager zu bieten und ihre Augen und Ohren durch neue Einfälle zu reizen, so wird dieses Geschäft doch immer schwerer. An dieser hier erwähnten Revue ist aber nun doch noch etwas Neues und Eigenartiges, einmal nämlich die Veranstalter, als welche, wie gesagt, die Polizei fungiert, dann aber vor allem die Darsteller selbst, dies sind nämlich alles — Verbrecher. Wer sich dazu meldet, muß nachweisen können, daß er etwas auf dem Kerbholz hat, wodurch er den Unwillen der staatlichen Sicherheit und Ordnung auf sich gezogen hat. Nur daß freilich, und auch hierin steht wieder diese neue Revue einzigartig da, freiwillige Meldungen bisher nicht vorgekommen sind, die Polizei vielmehr die „Darsteller" zwangsweise von der Straße herholen muß. Dies ist nun aber auch kein Wunder, wenn man erfährt, daß der Zweck dieser ganzen Veranstaltung eben ist, die Verbrecher zu identifizieren. Alle irgendwie verdächtigen Leute werden auf eine hellerleuchtete Bühne gebracht, während das Publikum in einem dunklen Raum sitzt, ein Publikum das sich in der Hauptsache aus „Interessenten" zusammensetzt, d. h. aus Leuten, die irgend einmal bestohlen, beraubt wurden oder sonst irgendwie Opfer eines Verbrechens geworden sind. Diese alle werden nun eingeladen, an der Revue der Verdächtigen teilzunehmen, um evtl. bekannte Gesichter wiederzuerkennen. Es heißt, daß diese neuartige Methode sich schon als recht wirksam erwiesen hat und daß es auf diese Weise gelungen ist, manchen dunklen Gesellen zu identifizieren und unschädlich zu machen. Es nimmt uns daher nicht wunder, wenn es auch heißt, daß diese Schau wenig beliebt ist in den Kreisen der zweifelhaften Gesellen, die mit mehr oder minder Recht das helle Rampenlicht der „Revuebühne" scheuen, und daß darum in letzter Zeit zum Wochenende, wenn die Polizei ihr Material für die Verbrecherrevue zusammenzubringen pflegt, viele, die als Kandidaten in Frage kämen, die Stadt verlassen, um dann am Montag, wenn die Gefahr vorüber ist, wiederzukehren.

*

*** Uneigennützige Aufmerksamkeit.** Ein eifriger Sammler seltener Bücher und Autogramme kam am Laden eines Londoner Antiquars vorüber und sah darin ein Autogramm des — englischen Königs. Dazumal war er allerdings noch Schüler der Navigationsschule und erst 24 Jahre, und so erklärt es sich, daß dieser Brief, der auf ganz schlichtem Papier geschrieben und an eine Freundin des damaligen Prinzen gerichtet war, rein privaten Charakter hatte und kaum für eine solche Schaustellung im Laden eines Antiquars geeignet war. Ohne lange zu feilschen, kaufte der Sammler das Autogramm für 10 Guineen und sandte es — dem Autor zu.

Lustige Rundschau



*** Zwei Welten.** Er: „Mimi, du bist meine ganze Welt!" — Sie: „Aber Hans, du warst doch früher schon einmal verlobt, da hast du sicher auch schon dasselbe gesagt!" — Er: „Aber lieber Schatz, es gibt doch eine alte und eine neue Welt."

*

*** Ziel.** Junger Ehemann: „Sofort nach unserer Hochzeit sind wir aufs Motorrad gestiegen und weggefahren?" — „Und wo haben Sie Ihre Flitterwochen verlebt?" — „Im Krankenhaus."

*

*** Aus einem Testament:** — — Mein treuer Diener Johann erhält nach meinem Tode 2000 Weinflaschen, deren Inhalt er zu meinen Lebzeiten geleert hat.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.